

mer-Wohnung mit Hauswartstelle ins Märkische Viertel eingewiesen worden: mit Ellen, 15, Ramona, 13, Peter, 10, Torsten, 5, und Carola, 2.

Puhles erhielten eine 90 Quadratmeter große Wohnung, Miete: 320,65 Mark. Zuletzt, als Kartoffelfahrer, verdiente Puhle 860 Mark. Miete und einen großen Teil des Unterhalts zahlte zumeist das Sozialamt.

Fälle wie der von Puhle sind es, die im Märkischen Viertel Bürgerinitiativen entfachen — mehr als anderswo.

Insgesamt haben sich bislang 26 Initiativgruppen gebildet, Selbsthilfegemeinschaften, die sich um Notkinder, Kindertagesstätten, Kindertheater und geeignete Spielplätze kümmern. Doch in den meisten Gruppen, vom linken „Arbeitskreis Mieten und Wohnen“ über den „Bürgerverein“ des Müllfahrers Herrmann bis zur polizeifreundlichen „Elterngruppe Strobach“, werden auch gesellschaftspolitische Ziele verfolgt — radikaler als anderswo.

„Deutschland, wir kommen“ kleben NPD-Leute an Betonpfeiler und Laternenpfähle. Und „Die Wahrheit“, Organ der SEW, des West-Berliner Pendant zur SED, verzeichnet im Märkischen Viertel überdurchschnittlich hohe Abonnentenzahlen.

Am entschiedensten freilich haben sich im Märkischen Viertel die jungen Linken engagiert. Mit einer Auflage von 3000 Exemplaren erscheint monatlich ihre „Märkische Viertel Zeitung“ („MVZ“).

„Nun ist man auf den genialen Einfall gekommen“, kommentierte die „MVZ“ das Problem der Exmittierung, „man braucht doch nur die Kinderreichen in die Obdachlosenasyile abzuschieben, und alles regelt sich von selbst.“

„MVZ“-Leserbrief in Nummer 7/70: „Wenn man nun noch für solche Familien Baracken in der Nähe von Müllkippen baut, würden erstens die ‚braven Bürger‘ nicht mehr belästigt, und aus dem Wohlstandsmüll dieser Bürger wäre noch so viel herauszuholen, daß solche Familien auch noch billig ihren Lebensunterhalt bestreiten könnten...“ Unterzeichnet: „Horst Lange, Arbeiter, sieben Kinder.“

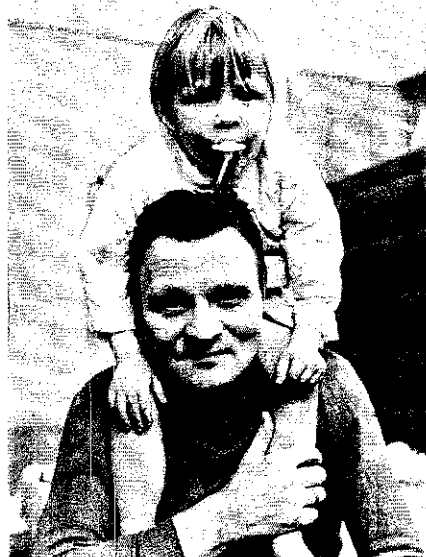
Tapetenkleber Lange, roter Stern an der Pelzmütze, ist auch dabei, als sich mehr als hundert MV-Bürger im Regen versammeln, um für die Familie Puhle einzutreten — oder auch nicht.

„Man hat sich gefälligst an'n Riemen zu reißen“, brüllt einer, „wenn man Kinder in die Welt setzt!“ Aber die Frau eines Bauarbeiters sagt: „Scheiße. Wir sind jetzt auch ins Schleudern gekommen, weil wir nur noch 60 Prozent Schlechtwettergeld hatten. Und auf dem Sozialamt werden die Leute angemährt...“

24 Stunden später treffen sich alle wieder, in einer Schule. Die Bürger des Viertels diskutieren ihre Probleme:

„Die Kinderreichen sollen abgeschoben werden, damit Ruhe einkehrt. Die da oben nennen das, sie wollen die Situation entzerren.“

„Mein Kind darf nicht über'n Rasen laufen, aber der Hund vom Verwalter darf in 'n Buddelkasten kacken. Ick



Mieter Puhle, Tochter
„Angeblich große Fresse“

schlage vor: Wir schaffen uns alle junge Hunde an statt Kinder.“

Einer sagt: „Wie soll ich meine Miete bezahlen, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, weil ich andauernd zu'n Behörden geschickt werde?“

Ein anderer sagt: „Wir wollten hier ja nicht her — wir wurden vom Wohnungsamt gezwungen.“

Es geht immer noch um den Fall Puhle — der Bürgerprotest blieb nicht erfolglos. Die linken Aktivisten, so das Ergebnis der Protestversammlung, haben die Verbringung der Familie Puhle ins Obdachlosenasyil verhindern können. Den Puhles wurde vom Be-

zirksam eine Wohnung außerhalb des Viertels zugewiesen, zu einer tragbaren Miete (129 Mark).

Die Nachbarn im Märkischen Viertel waren nicht alle freundlich zu ihnen — auch nicht in der Versammlung, bei der es um ihre Zukunft ging.

„Sollen Puhles Kinder in Brutstätten der Kriminalität, einem Obdachlosenasyil verkommen?“ fragt eine Frau.

Ein Mann unterbricht sie: „Warum soll ich mir für Puhle einsetzen? Den seine fußfünfjährige Tochter hat mir im Fahrstuhl um 'ne Zigarette anjehischt!“

Die Frau fährt fort: „Vielleicht dauert es fünf oder zehn Jahre — aber das ist es wert, daß wir alle Geduld haben und an der Sozialisierung mitarbeiten und auch mal Lärm und so weiter ertragen, als daß die Kinder im Obdachlosenasyil kriminell werden...“

Einer, schwankend, erhebt sich und sagt lallend: „Jeht doch zurück in eure Buden nach 'm Kreuzberg.“

Da springt ein anderer auf und ruft: „Warum denn? Ick will 'ne Wohnung und keen Loch!“

Das war die Verheißung, mit der Bauherren und Planer im Märkischen Viertel Beton auf Beton getürmt haben. Für jene, die es schaffen, die wohnen bleiben, hat sie sich erfüllt. Und die Puhles?

Der Mann, Arbeiter mit Bürstenkopf und Brille, der sich an diesem Abend in der Dannenwald-Schule zum Anwalt der Bedrängten macht, weiß, was er von einem Wohlfahrtsstaat verlangen kann, der sich sozial nennt:

„Jeder Mensch hat heute Anspruch uff 'ne Wohnung mit Zentralheizung und Warmwasser.“

„DA HILFT NUR NOCH DYNAMIT“

Hermann Funke über das Märkische Viertel

Die meisten Mieter des Märkischen Viertels sind mit ihren Wohnungen zufrieden. Aber sie klagen über hohe Mieten.

Viele kommen aus Kellern, aus Lauben, aus Altbauwohnungen, die kalt, feucht, dunkel oder auch ganz gut erhalten waren. Sie zahlten 80 Mark im Monat. Nun zahlen sie 300.

Das ist die Peitsche.

Sie kommen in warme Wohnungen, helle Räume, eingerichtete Küchen, Badezimmer, in richtige Wohnungen.

Das ist das Zuckerbrot.

Mit Zuckerbrot und Peitsche werden sie in den höheren Lebensstandard getrieben. Aber entproletarisiert werden sie nicht.

Andere können sich Wohnungen aussuchen, Häuser nach ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmack und ihren finanziellen Verhältnissen bauen. Diese werden eingewiesen, in diese Wohnungen, in diesen bunten Beton. Sie müssen so wohnen, müssen so zahlen.

Es ist eine Wohnungsnorm entwickelt, ihnen angemessen worden. Es ist vorgeschrieben, wie die unteren

Klassen wohnen sollen, in menschenwürdigen Wohnungen, auf die sie Anspruch haben sollten. Da werden sie eingewiesen.

Wir wissen zwar, daß unsere Wirtschaft, der Kapitalismus, sie nicht in die Lage versetzt, eine nach den Gesetzen der Kapitalverwertung finanzierte menschenwürdige Wohnung auch zu bezahlen. Aber wir könnten es nicht ertragen, das Volk in den Drecklöchern hausen zu lassen, in denen es aufgrund seiner Lage hausen mußte. Darum zahlt der Staat Subventionen an den, der Wohnungen baut, und wo das noch nicht reicht, Wohngeld.

Die großen Wohnsiedlungen sind die Potemkinschen Dörfer des Kapitalismus.

Das Märkische Viertel, unmittelbar an der Grenze, ist das neueste, größte und bunte. Hinter seinen Fassaden leben Menschen, die trotz täglicher intensiver Arbeitsleistung den Lebensstil, den unsere Gesellschaft von ihnen fordert, nicht aus eigenen Mitteln bezahlen können. Sie wissen das auch und leiden darunter.

Das Wertesystem, in dem sie leben müssen, das sie sich zu eigen gemacht

AMNESTY INTERNATIONAL

ruft auf zur

„Woche der
Gewissensgefangenen“

15.–22. November 1970



AMNESTY INTERNATIONAL

hilft in 62 Ländern Menschen,
die aus politischen, religiösen
oder rassischen Gründen
verfolgt und inhaftiert werden

AMNESTY INTERNATIONAL

ist eine von Regierungen,
Parteien und Kirchen
unabhängige Organisation

Vielleicht wollen auch Sie
mitarbeiten? Wenden Sie
sich an

AMNESTY INTERNATIONAL

2 Hamburg 52, Cranachstr. 39.

Spenden können Sie ein-
zahlen auf das Postscheck-
Konto Köln 224046 und
Deutsche Bank Hannover
Nr. 3/11035

haben, verlangt von einem Mann, daß er seine Familie ernähren und kleiden, die Wohnung bezahlen und einrichten kann. Außerdem muß er einigen Leuten Sachen abkaufen, für die in der Wohnung, vor dem Haus und in seinem Urlaub Platz gelassen ist: Auto, Waschmaschine, Spannteppich, Stereogerät, Ferienreise, Farbfernseher. Und dabei soll er auch selbst noch Vermögen bilden.

Bei vielen im Märkischen Viertel reicht es noch nicht einmal zum Minimum. Das Wohngeld, das sie jährlich neu beantragen müssen, führt ihnen vor Augen, daß sie noch nicht einmal ihre Miete bezahlen können. Sie müssen mit ansehen, wie ihre Kinder jeden Tag Margarinebrot mit Zucker essen. Die Möbel gehören ihnen noch lange nicht. Ein kleines Unglück, eine zerbrochene Fensterscheibe aus Isolierglas für 235 Mark schmeißt sie um. Sie können ihre Miete nicht bezahlen, zweimal nicht, dreimal nicht und nähern sich dem Obdachlosen-asyl. Exmittierung ist ein Fremdwort, das ihnen etwas sagt.

Ihre Wohnungen sind zu klein und zu groß. Zu klein für ihre Kinder und zu groß für ihr Portemonnaie.

Bekanntlich brauchen Kinder schon sehr früh ihren eigenen Raum, damit sie die Chance haben, ihre Persönlichkeit, ihre Intelligenz, ihre Sexualität frei zu entwickeln. Den haben die Kinder der oberen Klassen. Den Kindern im Märkischen Viertel wird diese Chance nicht gegeben.

11 746 Kinderzimmer baut die Gesobau. In zwei Jahren werden darin mehr als 16 000 Kinder leben. Fast zehntausend Kinder haben dann keinen eigenen Raum. Zu dritt und zu viert liegen sie in einem Zimmer — wie bei der Familie Kohout (siehe Graphik).

Aber: Die meisten Wohnungen sind zu groß, viel größer, als es die Richtlinien für die Architekten des Märkischen Viertels vorsehen.

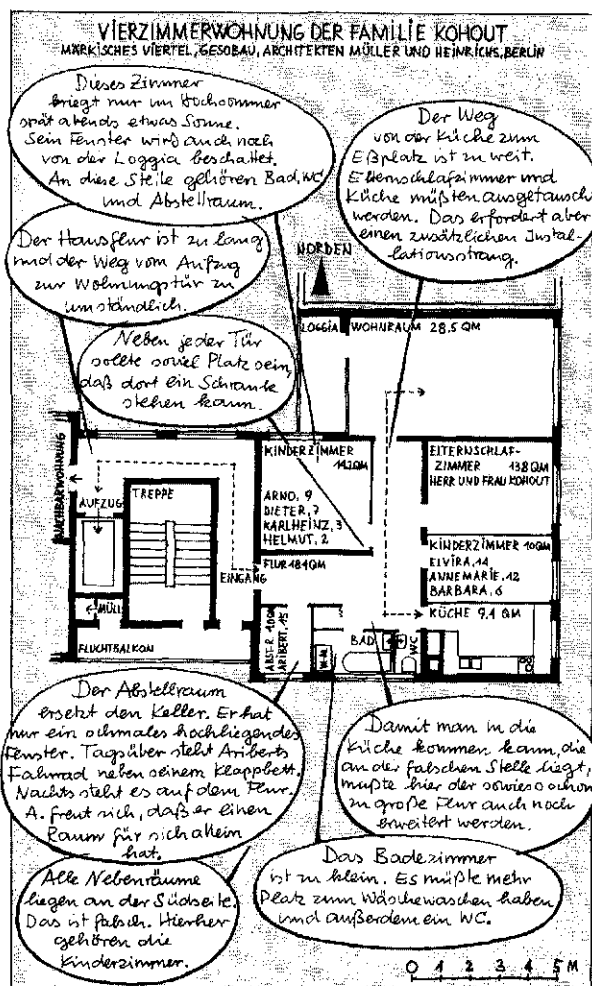
Danach hätte eine 2½-Zimmer-Wohnung beispielsweise 81,5 Quadratmeter haben sollen. Aber die 2½-Zimmer-Wohnungen, etwa im Ungers-Bau, sind nun 94 Quadratmeter groß — ohne daß ein Zimmer hinzugekommen wäre.

In den Richtlinien hieß es nämlich auch: „Die Wirtschaftlichkeit“ — im Sinne des Bauherrn — erfordere „einen hohen Anteil der Wohnfläche an der Geschoßfläche“. Das bedeutet: Wenn Flure und Treppen in den Hochhäusern nicht weiter zu verkleinern waren, mußte die Fläche innerhalb der Wohnungen entsprechend vergrößert werden. Nur Wohnfläche bringt die für sozialen Wohnungsbau

bereitgestellten Finanzierungsmittel. Nur Wohnfläche bringt Miete.

Solche zusätzlichen Quadratmeter sind für die Baugesellschaft auch billiger zu bauen als die ersten, denn alle teuren Anlagen und Einrichtungen innerhalb und außerhalb der Wohnung bleiben die gleichen. Teurer würde es nur, wenn dabei ein Zimmer mehr herauskäme, denn das hieße: ein Fenster, eine Tür, eine Wand, ein Heizkörper mehr. 1000 Mark mehr je Wohnung hätten die Gesobau insgesamt 15 Millionen Mark mehr gekostet.

Im Märkischen Viertel sind also die Wohnungen 10, 12, 14 Quadratmeter größer, ohne daß dabei ein zusätzliches Zimmer herausgekommen wäre. Die



Bewohner zahlen Miete für Kinderzimmer, die nicht da sind, deren Fläche im Wohnzimmer, im Flur und im Elternschlafzimmer verschwunden ist. Bei Ungers, der 14 Quadratmeter Wohnungsfläche zulegte, sind die Kinderzimmer sogar unter der Norm — kleiner als sieben Quadratmeter.

Der Spaß wird besonders teuer für Wohngeld-Empfänger. Eine vierköpfige Familie benötigt laut Wohngeldgesetz 80 Quadratmeter. Nur dafür bekommt der Mieter Wohngeld. Die 14 zusätzlichen Quadratmeter zahlt er voll aus eigener Tasche.

Gerade die Quadratmeter, die für die Gesobau besonders billig sind, kommen ihre Mieter also teuer zu

ECHO



**Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück. Wie man seine Batterie pflegt, so startet man im Winter. Es soll Autofahrer geben, die sehr spät daran denken.
Wohl dem, der eine DETA unter der Haube hat. Die startfreudige und winterfeste Batterie, die erstaunlich wenig Pflege braucht.**

DETA
Akkumulatorenwerk GMBH
3422 Bad Lauterberg (Harz)



stehen. Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Nehmen wir einmal an, die Mieter müßten wegen der Vergrößerung der Wohnfläche im Durchschnitt nur zehn Prozent Miete mehr bezahlen, so wären das für alle Wohnungen der Gesobau schon fast vier Millionen Mark zusätzliche Miete im Jahr.

In der Architektur des Märkischen Viertels, in Zimmerzahlen und Quadratmetern, liegen also ganz materielle Gründe für die finanziellen, sozialen und psychischen Probleme der Bevölkerung dieser Stadt: Überbelegung der Kinderzimmer bedeutet nie wiedergutzumachende seelische Fehlentwicklungen und Verhaltensstörungen. Höhere Miete bedeutet geminderte Kaufkraft, schlechtere Kleidung, schlechteres Essen.

Die drei Meisterarchitekten sagen, sie möchten sehr gern für das Märkische Viertel verantwortlich gemacht werden, unter der Bedingung, daß man sie auch in zehn Jahren noch dafür verantwortlich mache. Aber damit meinen sie mehr das Künstlerische, die Gestaltung.

Für Wohnungsgrößen, Zimmerzahlen und Mieten, auf die es hier ankommt, sind die Architekten allein nicht verantwortlich. Aber vielleicht die sozialdemokratischen Politiker Berlins mit ihren Wohnungsbau-Gesellschaften? Andererseits: Was sollen die machen, da doch die Finanzierung des sozialen Wohnungsbaus immer schwieriger wird, die Grundstücke so knapp sind und die Baupreise so hoch. Gebaut werden aber muß — auch wenn woanders abgerissen wird. Denn was würde geschehen, wenn die Bauwirtschaft, Schlüsselindustrie erst recht in Berlin, nicht mehr florierte? Wer also ist am Ende verantwortlich?

Zur Verantwortung gezogen, wenn sie die Miete nicht bezahlen können, werden die Mieter.

Sie werden zu Happatz in die Sprechstunde bestellt, und sie müssen immer wieder kommen. Manche versuchen es mit Angabe, steigen in die Rolle des Tüchtigen. Zum nächsten Termin werden sie zwei, drei Mieten zahlen. Onkel Happatz zweifelt. Er redet ihnen gut zu wie kranken Tieren. Ihr müßt es wissen, sagt er, es ist euer Portemonnaie, aber kommt mir nicht ins Schleudern, sagt er.

Er bietet ihnen Abzahlung an: Ab Oktober wieder regelmäßige Miete zahlen, die Miete für August und September 50-Mark-weise abstopfen. Erleichtert nehmen sie an, unterschreiben — und haben fast ein Jahr lang noch mal 50 Mark im Monat weniger. Andere brechen zusammen: Alles, was ich gelernt habe, was ich kann, all meine Arbeit und Mühe reicht nicht aus.

Die Gesobau ist nicht kleinlich. Sie hat schon eine halbe Million Mietrückstände und nimmt keine Zinsen. Wenn aber zu den Mietschulden Beschwerden des Hauswerts kommen, der jeden Verstoß gegen die Hausordnung notiert — ruhestörender Lärm, Streit mit Nachbarn, Kinder spielen zwischen 13 und 15 Uhr, benutzen ohne Begleitung den Aufzug, beschmutzen das Haus —, dann ist eines Tages

Schluß, dann wird es juristisch, dann klagt die Gesobau auf Aufhebung des Mietverhältnisses, dann erscheint Obergerichtsvollzieher Kraft mit seinem Bruder, dem Transportunternehmer, der es billig macht, denn die Exmittierung bezahlt der Exmittierte, notfalls bringt er die Polizei mit, und dann geht es ab ins Asyl. Die Kinder müssen natürlich mit, auch die ungeborenen. Exmittierung noch im achten Monat. Mitgefangen, mitgehangen.

Manche dieser Leute sind arbeitsscheu, drücken sich vor der Fabrikarbeit, trinken. Mit denen hat keiner Mitleid. Das darf sich nur die bessere Gesellschaft erlauben.

Über die Miete und die Verpflichtung, ein Minimum an Lebensstandard, Ansehen und Selbstachtung aufrechtzuerhalten, wird aus ihnen die letzte Arbeitskraft herausgeholt: Überstunden, zweiter Job, Frauen-



Märkisches Viertel an der Mauer
Potemkinsche Dörfer des Kapitalismus

arbeit. Und dieser Staat hat noch nicht einmal soviel Anstand, für die Kinder zu sorgen, die den ganzen Tag ohne Eltern sind. Es fehlt an geeigneten Kinderspielflächen, an Kindertagesstätten und Schulen.

Die Wirtschaft braucht Arbeitskräfte, und wenn sie keine braucht, sind diese Menschen die ersten, die es merken. Keine Überstunden, kein zweiter Job, kein Geld, nichts zu essen. Im Winter 1968/69 mußten kostenlos tonnenweise Lebensmittel im Märkischen Viertel verteilt werden.

Die Stadtplaner, die Architekten, haben mit solchen Sachen natürlich nichts zu tun. Sie sind Stadtplaner und Architekten.

Sie haben, sagen sie, die schönste Stadt zwischen Cumbernauld (Schottland) und Tokio gebaut, und die Presse soll sich lieber mit Britz-Buckow-Rudow befassen oder dem Falkenhagener Feld, das wirklich schlecht sei.

Wie sagt die „Bauwelt“?

„Der städtebauliche Entwurf der Architekten Werner Düttmann, Georg Heinrichs und Hans C. Müller ordnet den neuen Stadtteil durch drei große

115

d'Eminence
DM 9,00

Männer mögen
den neuen Hüftschnitt:
nicht zu hoch und nicht zu tief.

Männer schätzen
den Komfort von reiner
ägyptischer Baumwolle:
sie ist die seidigste der Welt.

Männer lieben
die zurückhaltenden Farben:
weiß, blau oder schwarz.

Eminence®
Herrenunterwäsche aus Paris

Eminence-Deutschland
5 Köln 91, Postfach 960/108.
Auch in der Schweiz
und in Österreich erhältlich.

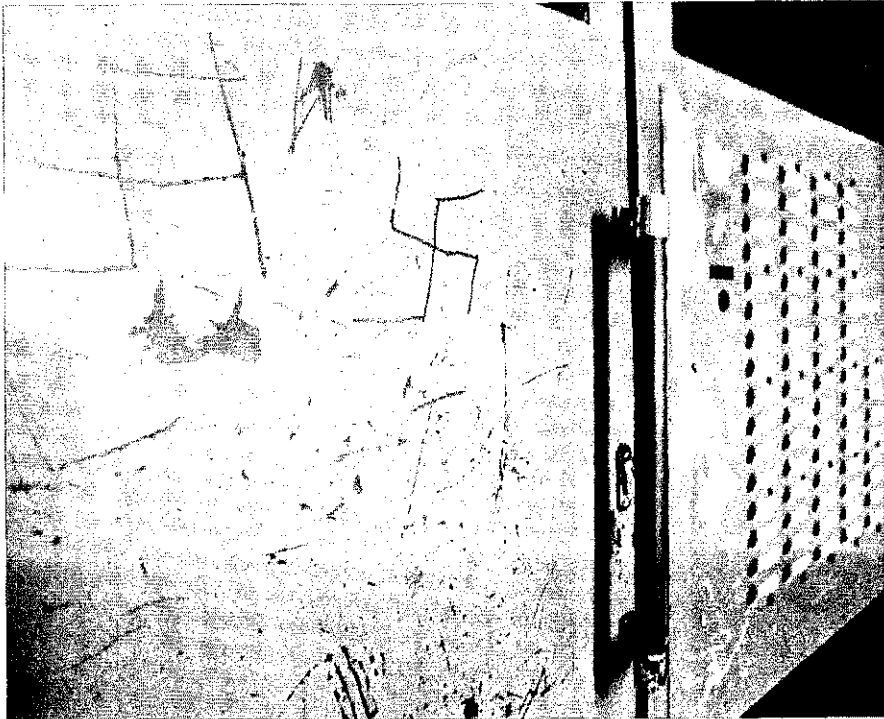
schleifenförmige Bebauungsfiguren, die die Einfamilienhausgebiete (alte Substanz und Neuplanung) erfassen. Die großen Gesten werden im Zentrum, am Wilhelmsruher Damm, zusammengeführt.“

Der Bewohner des Märkischen Viertels hat natürlich von diesen großen Gesten überhaupt nichts. Er sieht die Sache ja auch nicht von oben im Maßstab 1:5000, sondern aus Augenhöhe, etwa 1,50 Meter über dem Fußweg im Maßstab 1:1. Außerdem ist er Materialist. Er sieht seine Wohnung, den Hausflur, den Aufzug, Beton, Farben, die Miete, bekackte Treppenhäuser, keine U-Bahn und so weiter.

Ohne ihn wären die omnipotenten Gesten der Stadtplaner allerdings

Sie haben dicht gebaut, viele Menschen auf wenig Fläche gebracht. Das Märkische Viertel ist nicht menschenleer, was den meisten neuen Wohngebieten immer vorzuwerfen war.

Sie haben die Hochhäuser nicht mit Gebüsch umgeben, als stünden sie im Grünen, Gebüsch, in dem doch immer nur der ganze Dreck hängenbleibt, der aus den Fenstern fällt. Sie haben die Fußwege an die Häuser herangeführt und unter ihnen hindurch. Sie haben nicht so getan, als sei das hier Landschaft, sondern haben die Bäume architektonisch verwendet, wie in der Stadt, gerade aufgereiht, alleearartig. Sie haben die Autos nicht versteckt, nicht eingegrünt, sondern offen da hingestellt, wo sie hingehören, vor die Tür.



Beschädigter Hauseingang im Märkischen Viertel: Wüten gegen Farbe und Beton

nicht möglich. Die Menschen und die Kubikmeter Baumasse, die sie mitbringen, sind für die Stadtbaukünstler die Knetmasse, die sie für ihre Kunst, für Schleifen und Gesten brauchen.

Aber ich will all diese Probleme, die in den Augen der Planer nichts mit ihrem Fachgeblet zu tun haben, sondern immer nur von außen hereingetragen werden, einmal beiseite lassen, an meiner Kritik vorbeireden, zur Sache kommen, konstruktiv werden.

Das würde sich so anhören:

Als Kunstwerk ist das Märkische Viertel gar nicht schlecht. Die Städtebauer haben hier manches verwirklicht, was von ihnen schon lange gefordert wird. Sie haben den langweiligen Zeilenbau aufgegeben zugunsten gebogener, geschwungener, gewinkelter Baukörper, die sie auch in der Höhe gestaffelt haben. Sie haben die Silhouette gegen den Himmel aufgelöst. Endlich haben sie einmal kräftige Farben benutzt.

Sie haben keine nutzlosen Grünflächen durch das Gelände gezogen, sondern vorhandene Einfamilienhausgebiete stehengelassen, Flächen, die wirklich benutzt werden. In das öffentliche Grün legen sie vor allem Sportplätze.

Aber, würde nun der Kritiker sagen, das Märkische Viertel ist noch nicht modern genug. Ihm hängt noch viel zu sehr der Charakter der üblichen Vorstädte an: Immer noch sind es einzelne Häuser, von verschiedenen Architekten, individuell gestaltet, immer noch gebogen und gerade, spitz und krumm, hoch und niedrig, von Scharroun- und anderen Schülern. Auch die flach dazwischengesetzten Schulen verraten den Vorstadtcharakter der Siedlung. Immer noch haben es die Hausfrauen aus den entfernteren Gesten zu weit zum Einkaufszentrum.

Wäre es nicht besser gewesen, die gesamte Baumasse am Wilhelmsruher Damm zu konzentrieren und die Ein-

familienhäuser nicht zwischen sie, sondern nach draußen zu legen?

Das ergäbe eine Konzentration der Kaufwünsche und damit auch des Angebotes an der Hauptstraße, die zur langgestreckten Einkaufs- und Schaufensterbummelstraße alten Stils zurückfände, vielleicht fußgängerfrei, in einem der unteren Stockwerke eines großen, langgestreckten Gebäudes voller Gemeinschaftsanlagen, Schulen, Kindertagesstätten, Arbeitsflächen, darüber die großen Wohnblocks.

Up, up and away, weg von der Siedlung, voran zum Bau großer kontinuierlicher Stadtstrukturen! Auf zum Jahre 2000! Das Märkische Viertel kurz vor dem Abheben ins Zeitalter des technischen Städtebaus.

Kritik in dieser Sprache würden die Planer und Städtebauer noch verstehen. Haustechnik, Baukonstruktion und Baugestaltung haben sie studiert, Sozialwissenschaften und Politik nicht. Gängige Formeln wie: „Vom sozialen Wohnungsbau zum sozialen Städtebau“, oder: „Der Mensch im Mittelpunkt unserer Arbeit“ gehen ihnen glatt von den Lippen.

Aber wie in ihrer Sprache — der Sprache der Herrschaft, die Städte baut —, so reden sie auch in ihrer Architektur am Volk, für das sie Städte bauen, vorbei. Was für den Architekten modern ist an diesem Viertel, womit er Menschen glücklich machen wollte, ist für sie, die darin leben, ungewohnt, fremd, feindlich.

Sie setzen sich mit den 20 000 militärisch aufgereihten Pfählen auseinander, an die 20 000 junge Bäume gebunden sind. Sie stoßen sich an Tausenden von Betonpollern, die Fahrbahnen und Parkplätze begrenzen, als Fahrradständer dienen, Hinweisschilder und Sitzbänke tragen. Sie rennen gegen den Beton an, schlagen sich mit der Skyline herum, attackieren die riesigen Hausnummern, wüten gegen die Farben, feinden die ganze Architektur an, liegen im Kampf mit Gegensprechanlagen, kaputten Aufzügen und 104 anderen Mietparteien im selben Haus.

Und sie kämpfen, jeder für sich, mit sich selber. Selten, und nur wenn er allein ist, nimmt einer den Fuß und tritt durch die Scheibe.

Erst hinter der Wohnungstür fängt im Märkischen Viertel das Gewohnte an, das Mitgebrachte, die Familie, die Möbel, die gewohnten Sorgen. Und selbst da ist noch vieles fremd: neuartiger Fußboden, Einbauküche, elektrischer Herd, Zentralheizung, das heißt eine ausgezogenere Frau, warmes Wasser aus der Wand.

Wenn sie aus dem Fenster gucken, wieder das Fremde, die Höhe, die Farben, der Beton, die Skyline.

Sie sind in die Enge getrieben, umstellt mit lauter harten fremden Sachen, die ihnen nicht gehören, gegen die nichts zu machen ist, die unter dem Schutz der Obrigkeit stehen.

„Wohnen Sie hier mal ein Jahr drin“, sagt Polizeifreund Strobach. „glauben Sie, daß Sie 'ne Meise kriegen? Dynamit her, da hilft nur noch Dynamit, hoch, alles hoch, alle Bauten hoch, damit es endlich Ruhe gibt.“